

Franz J. Hinkelammert:
Der Schrei des Subjekts.
Vom Welttheater des Johannes-
evangeliums zu den Hundejahren
der Globalisierung,
Edition Exodus Luzern 2001,
414 S. (34 €)

War *Jesus* Opfer eines Justizverbrechens? Hat *Pilatus* aus bloßer Machtgier gehandelt? Waren die Hohenpriester des Tempels zu Jerusalem nur kleinliche mordlüsterne Gesellen, die *Jesus* seine Anhängerschaft neideten? Oder aber haben *Pilatus* und die Priester in Erfüllung ihrer Gesetze gehandelt, pflichtbewußt und eifrig? Wieso wirft *Jesus* seinen eigenen Anhängern vor, sie würden ihn töten wollen, wenn sie doch nur auf ein neues Gesetz hören wollen? Welches sind die Werke Gottes, die *Jesus* meinte zu tun? Warum war er der Auffassung, daß in ihm Göttlichkeit sei, wie sie in allen Menschen sein könne?

Man kann solche Fragen als bedeutungslos abtun oder den Theologen überlassen. Man kann in ihnen nur einen neuen Ausdruck eines verkehrten religiösen Bewußtseins zu entdecken glauben. Aber man kann natürlich auch neugierig genug sein, um auf den Spuren der Theologie der Befreiung nach neuen Sprach-, Denk- und Praxisformen der Emanzipation suchen. Genau jenen sei *Franz Hinkelammerts* neues Buch dringend anempfohlen.

Die Tragik vieler emanzipatorischer Bewegungen ist, daß sie nur dann erfolgreich schienen, wenn sie sich in ein neues Herrschaftsprojekt verwandelten. Der Preis der Macht war die Unterdrückung ihres eigenen ursprünglichen Anspruchs. Hellsichtig sagte *Friedrich Nietzsche* den Sozialisten das gleiche Schicksal voraus wie dem frühen Christentum: »Sollte es dazu kommen, daß diese einmal *Gesetze* geben, so kann man darauf rechnen, daß sie sich an eine eiserne Kette legen und furchtbare Disziplin üben werden: *sie kennen sich!* Und sie werden diese Gesetze aushalten, im Bewußtsein, daß sie selber dieselben gegeben haben, – und das Gefühl der Macht, und *dieser* Macht, ist zu jung und entzückend für sie, als daß sie nicht alles um seinetwillen litten.«¹

Franz Hinkelammert entwickelt Elemente einer praktischen Theologie und Philosophie der Befreiung, die der Tragik und dem Verbrechen der Verwandlung der Mittel der Emanzipation in Instrumente der Herrschaft, Ausbeutung und Unterdrückung, der Werkzeuge des Lebens ins Waffen des Mordens zu enttrinnen sucht. Ausgangspunkt ist das Johannesevangelium, das – so *Hinkelammert* – wie kein anderes Evangelium die eigentliche Botschaft *Jesus* zur Sprache bringt. Der Tod *Jesus* sei ein Skandal: »Es ist nicht der Skandal der Hohenpriester, sondern der Skandal des Gesetzes und der Skandal des Kreuzes. Es wird etwas enthüllt. Es wird enthüllt, daß das Gesetz in seiner Logik *Jesus*, der für Johannes das Wort ist, welches das Leben ist, zu Recht zum Tod verurteilt. Schlimmer noch: das von Gott gegebene Gesetz tut dies. Daraus folgt, daß jedes Gesetz, wenn es um seiner selbst willen erfüllt wird, diesen Skandal in sich trägt« (S. 58 f.). Gottes Gesetz hätte sich erfüllt durch den Mord am ›Menschensohn‹! Eine radikalere Kritik gegen jede Theologie der Entfremdung ist unvorstellbar.

Jede Zivilisation – so auch die nach dem 11. September 2001 immer wieder angerufene Zivilisation – beruht auf dem Monopol zur Gewaltanwendung und damit zum Töten. Im Unterschied zur Barbarei ist Zivilisation letztlich geregelter Mord, der sich dadurch legitimiert, daß er geregeltes Leben ermöglicht. *Franz Hinkelammert* wendet sich gegen diese Legitimation und macht ihre Problematik deutlich. Auch er weiß, daß Töten unvermeidlich sein kann, nur geben es dafür »keine guten Gründe«. »Ist die Gewalt unvermeidlich, so bleibt sie dennoch illegitim. Sie hat nie die Gerechtigkeit auf ihrer Seite. So verstanden ist die Gewalt, auch wenn sie unvermeidlich ist, immer ein Scheitern, das nie einseitig Schuldige und Unschuldige kennt. Das Scheitern ist immer die Verantwortung beider. Die Gewalt kann damit niemals eine ›eindringliche Anerkennung der Unantastbarkeit höchster menschlicher Güter‹ sein (Höffner), sondern sie bedeutet einen Verlust höchster menschlicher Güter. Sie zeigt an, daß das menschliche Zusammenleben von allen Seiten her gescheitert ist – und nicht deswegen, weil es einen Bösen gibt, den die Guten eliminieren müssen« (S. 99).

Die Bedeutung von *Franz Hinkelammerts* Werk geht weit über die emanzipative Rückgewinnung christlicher Befreiungstheologie aus dem herrschaftlichen und imperialen Christentum hinaus, wie es sich seit den Zeiten von Augustinus durchsetzte. *Hinkelammert* entwickelt aus seiner Interpretation des Johannesevangeliums eine radikale Kritik aller entfremdeten Denkformen, durch die Töten legitimiert wird. Von *Platon* über *Nietzsche* bis zum modernen Neoliberalismus spannt sich der Bogen, von der Inquisition bis zum Totalitarismus des universalen Wettbewerbs. Es ist ein Buch, daß anmahnt, die Freiheit nicht in den Institutionen zu suchen, denn jede Institution, für sich genommen und um ihrer selbst willen erhalten, ist mörderisch.

Die Institution des modernen universellen Wettbewerbs werde durch eine Ideologie der Sachzwänge zum Gesetz erhoben. Ethisches Handeln werde in der Erfüllung dieser Gesetze gesehen. Es wäre eine »funktionale Ethik« entstanden, die keinerlei Trennung zwischen System und Werten mehr kenne und damit die Möglichkeit freien sittlichen Handelns in der Wurzel beseitigen würde. Zugleich würden vom Standpunkt eines totalen Marktes die Bedingungen menschlichen Lebens als bloß äußerliche Störfaktoren auftauchen, deren Beseitigung nichtintendierte Folge sachzwangorientierten Handelns sei.

Jede Institution habe ihre Todesfalle, wenn der Erhalt der Institution zum Selbstzweck gemacht werde. Die Ablösung des Totalitarismus des Staates durch den Totalitarismus der Märkte würde mit der Vernichtung der Menschheit drohen. Die »Todesfalle der Warenbeziehungen« liege gleichzeitig in der Unvermeidlichkeit wie in der Gefahr der Totalisierung der Warenbeziehungen. »Man könnte ohne sie das menschliche Leben und die Bedingungen seiner Möglichkeit nicht sichern. Sobald man sie aber totalisiert, zerstören sie in ihrer Logik dieses selbe menschliche Leben, das ohne sie nicht möglich wäre« (S. 383).

Franz Hinkelammert gelingt es immer wieder, dem Pathos einer bloßen Kritik, der Verführung der Denunziation, alle Institutionen seien »des Teufels«, zu entgehen. Er weiß, daß anti-institutionelle Utopien Einfallstore ungezähmter Gewalt sein können. Im Kontrast dazu entwickelt er eine »Ethik des Gemein-

wohls«, die auf dem Widerspruch zwischen den unverzichtbaren Institutionen einerseits und dem Widerstand und der Intervention der Menschen als selbstbewußter Subjekte ihres eigenen Lebens gegenüber diesen Institutionen andererseits beruht. Ohne Institutionen gibt es kein geregeltes menschliches Zusammenleben. Ohne Widerstand dagegen, daß sich die Institutionen in einen sich totalisierenden Selbstzweck verwandeln, gibt es kein menschliches Leben. Beide Pole müßten immer wieder neu auf das menschliche Leben ausgerichtet werden. »Dabei ist klar, daß der Pol der Institutionalität notwendig subsidiär zum anderen Pol sein muß, welcher der Institutionalität gegenüber die Bedingungen der Möglichkeit menschlichen Lebens gegenwärtig macht« (S. 386). Die Ethik des Gemeinwohls entstehe so aus der Realität selbst und weise über sie hinaus.

Hinkelammert entwickelt so, ausgehend von theologischen und philosophischen Argumentationen sowie in Auseinandersetzung mit den historischen ideologischen Formen des Kapitalismus in der Neuzeit, eine eigenständige Begründungsweise einer emanzipativen Praxis und humanen Ethik. Diese Begründung ist – so spürt man beim Lesen – in vielen Diskussionen nicht zuletzt mit jenen Pfarrern gewonnen, die selbst verankert im Leben ihrer Gemeinde, am Ökumenischen Forschungszentrum in San José, Costa Rica, Erkenntnisse suchen, die ihnen Leitfaden konkreten Handelns sind. Das ganze Buch atmet einen Geist lebendiger diskursiver Unmittelbarkeit, der vielen deutschen Werken so fremd ist. *Hinkelammert* ist es gelungen, einen Halt gegenüber dem moralischen Relativismus neoliberaler Sachzwangideologie wie auch gegenüber jeder Fetischisierung einer institutionellen Rechtfertigung guten Handelns zu finden.

Hinkelammerts Werk gehört zu den bedeutenden Büchern der Gegenwart. Es bringt in uns den »Schrei des Subjekts« zur Sprache, ohne den wir nicht Menschen bleiben, sondern immer wieder zu Funktionsträgern eines Systems degenerieren. Es ist ein mutiges Buch; ein Buch, das die Grundfesten unseres zivilisatorischen Selbstverständnisses beunruhigt; das keine billigen Ausflüchte kennt, durch die man sich aus der Verantwortung nehmen könnte, indem man höhere Mächte wie die

eines Gottes oder Weltmarkts anruft. Es ist ein Buch, daß unbedingt gelesen, diskutiert, weitergedacht werden sollte und das dazu beitragen kann, Not zu wenden und Hoffnung zu spenden.

MICHAEL BRIE

1 Friedrich Nietzsche: Morgenröte. Gedanke über die moralischen Vorurteile. In: Ders.: Das Hauptwerk. Bd. 2. München 1990, S. 153 f.

Josef Morgenthal:
Staat und digitale Revolution,
Libri books on demand,
o. J. 181 S.

Olaf Klenke:
Ist die DDR an der Globalisierung
gescheitert? Autarke Wirtschafts-
politik versus internationale
Weltwirtschaft – Das Beispiel
Mikroelektronik,
Peter Lang Verlag, Frankfurt/M.
2001, 154 S.

Günter Heismann:
Überholen ohne einzuholen.
Neue Hochtechnologien zwischen
Ostsee und Thüringer Wald,
Aufbau Verlag Berlin 2000,
268 S. (16 €)

Aufschlußreich und deshalb lesenswert für den Interessierten sind die hier zu besprechenden Bücher auch deshalb, weil in ihnen sehr verschiedene Autoren mit sehr verschiedenen Lebenssichten denselben Gegenstand behandeln – die Anstrengungen der DDR, das industrielle Weltniveau zu erreichen; und zwar auf dem Gebiete, das für technologische und wirtschaftliche Entwicklung seit den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts ausschlaggebend geworden war: bei der Mikroelektronik und ihren Anwendungen.

Josef Morgenthal kennt den Gegenstand aus der Nähe, nicht nur als Beobachter oder einer der vielen Beteiligten; er trug in der DDR direkt Verantwortung für die Mikroelektronik, denn er war sechzehn Jahre stellvertretender

Minister für Elektrotechnik/Elektronik. Es ist der Lebensbericht eines Mannes mit bemerkenswerter Geschichte. Nach der Wende war er zum Beispiel sieben Jahre einer der Direktoren in der Deutschen Bank. Sein Buch hat essayistische Fassung, ist von literarischem Wert; der Autor ist nicht nur in Politik und Elektronik, sondern auch in philosophischer und schöngeistiger Literatur bewandert.

Das Buch von *Olaf Klenke* ist aus einer Diplomarbeit am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin hervorgegangen. Es beruht auf Recherchen über vergangene Vorgänge. Vor allem (möglicherweise) deshalb wird hier der Gegenstand systematischer behandelt, die thematisch relevante Literatur vollständiger ausgewertet, wird alles in allem ein genaueres, detaillierteres Bild der Entwicklung der DDR-Mikroelektronik gezeichnet. Und es werden umfassendere Verallgemeinerungen versucht.

Das Buch von *Günter Heismann*, in dem der Slogan *Walter Ulbrichts* »Aufzuholen ohne einzuholen« keineswegs ins Lächerliche gezogen wird, sondern durchaus ernst meint ist (allerdings zutreffend nicht für die DDR-Entwicklung, sondern für Entwicklungen in Ostdeutschland nach der Wende), gehört deshalb zum Thema »Mikroelektronik«, weil hier in der DDR geschaffene Voraussetzungen, Grundlagen beleuchtet werden, die solche Hochtechnologien nach der Wende möglich machten; leider nur als mehr oder weniger einsame industrielle Leuchttürme in einer weitgehend entindustrialisierten Landschaft.

Die Autoren wenden sich zu Recht gegen den »Mythos vom völlig maroden Zustand« der DDR-Wirtschaft; diese Erfindung sollte vielmehr die katastrophalen Ergebnisse der Privatisierungspolitik rechtfertigen. Die Geschichte der Planwirtschaft sei »keineswegs die Geschichte eines dauerhaften Niedergangs« (Klenke: 29) gewesen, wie dies zum Beispiel ein anhaltender Aufholprozeß vor allem der sowjetischen Wirtschaft im Vergleich zu den westlichen Wirtschaften belege. *Elmar Altvater* hebt im Vorwort zur Schrift von *Olaf Klenke* hervor: »Die einfache Erklärung des Zusammenbruchs des Realsozialismus mit der Überlegenheit des Marktes und der Unterlegenheit der Planwirtschaft kann nach der Lektüre dieser Arbeit so nicht mehr aufrecht erhalten werden. Die wirkliche Geschichte hat

sich nicht zwischen den beiden Polen mit einer im Nachhinein unterstellten Neigung zur Marktwirtschaft hin entwickelt« (S. 10).

Im übrigen sei die Entwicklung der Mikroelektronik im Westen, in den USA vornehmlich, durchaus nicht ohne aktive staatliche, durch militärische Beweggründe getragene Aktivität möglich gewesen. »Normale marktwirtschaftliche Verhältnisse ... hätten diese Entwicklung der Mikroelektronik nicht erlaubt« (Klenke: 37). Faktisch habe es kein Land gegeben, in welchem die Mikroelektronik ohne staatliche Förderung sich habe entwickeln können. Allerdings – und dies ist ein gravierender Unterschied zur Entwicklung in der Sowjetunion, in der technologische Errungenschaften im militärischen Bereich gegen Anwendungen im zivilen Bereich rigide abgeschottet wurden – reduzierte sich der Anteil militärischer Nutzung der Mikroelektronik in den USA von 55 Prozent 1965 auf zehn Prozent 1978 und zwei bis drei Prozent 1990.

Erdrückend sind die von *Klenke* und *Morgenthal* angeführten Belege dafür, daß Mikroelektronik durch Eigenentwicklung in Ländern mit relativ geringem Wirtschaftspotential nicht möglich ist; und zwar in zunehmendem Maße. Vom »Ende des Kapitalismus in einem Land« ist seitdem die Rede. Die Vorlaufaufwendungen in Forschung, Entwicklung, Investitionen in der Produktion haben steigende Tendenz. Sie sind nur über hohe Stückzahlen in Produktion und Absatz wieder hereinzuholen. Entscheidend aber ist der Zeitpunkt der Markteinführung. Mikroelektronische Bauelemente unterliegen einem bislang nicht gekannten schnellen Preisverfall. Wer zwei, drei Jahre später auf dem Markt erscheint, erzielt vielleicht nur ein Fünftel oder ein Zehntel des Preises der Erstanbieter. Dies ist offenbar ein neuer, durch die Eigenart dieser Technologieentwicklung bedingter Ausleseprozeß: die Erstanbieter können die mit staatlichen Beihilfen aufgebrauchten Vorlaufaufwendungen nicht nur refinanzieren, sondern Extragewinne erzielen; die Nachzügler können selbst die geringeren Nachentwicklungskosten nicht mehr erwirtschaften.

Morgenthal wie auch *Klenke* wenden sich mit überzeugenden Belegen gegen die heute übliche hämische Deutung der Mikroelektronik-Entwicklung in der DDR als »großindu-

strielle Nostalgie«, schlichten Größenwahn und ähnliches. Der DDR wäre gar nichts anderes möglich gewesen, als ein kräftiges Engagement für Mikroelektronik; zum Beispiel wäre der Export von Werkzeugmaschinen, Büromaschinen usw., ein Standbein des Exports, ohne Einsatz von Mikroelektronik völlig eingebrochen. Diese Bereiche der DDR-Wirtschaft verloren an Exportchancen, weil sie auf dem Gebiete mikroelektronischer Steuerungen international nicht mithalten konnten, »Beistellungen« aus westlichen Ländern nötig wurden, die natürlich den üblichen marktwirtschaftlichen Gepflogenheiten drastischer Nötigung und der Benachteiligung im Preiskrieg ausgesetzt waren.

Bedrückend das Bild der Autoren von der von vornherein hoffnungslosen Position der DDR-Mikroelektronik. Einerseits wurden außerordentliche Anstrengungen unternommen. »Für sich genommen, d. h. auf die Nationalwirtschaft bezogen, waren die erzielten Fortschritte enorm« (Klenke: 85). Andererseits war das anvisierte Ziel, auf diesem Gebiete Weltniveau zu erreichen, illusorisch. Als *Erich Honecker* 1989 den 1-Magabit-Speicherchip mit demonstrativer Geste dem damaligen Partei- und Staatschef der Sowjetunion, *Michael Gorbatschow*, überreichte, wurde belegt: Erstens, daß die »Sozialistische Ökonomische Integration« auf dem Gebiet der Hochtechnologie versagt hatte, zweitens daß die Illusion, die DDR könnte dies im Alleingang schaffen, immer noch lebte, drittens aber auch der berechtigte Stolz auf das durch eigene Anstrengungen doch noch Erreichte.

Morgenthal und *Klenke* belegen ausführlich, daß der DDR gar nichts übrig blieb als der Alleingang auch auf dem Gebiet der Mikroelektronik. »Dieses Modell, das auf eine Abschottung vom Weltmarkt ... setzte« (Klenke: 15) war auch in dieser Hinsicht kein selbst gewähltes. Die westliche Embargopolitik, die auf die Abschottung der sozialistischen Länder von der internationalen Arbeitsteilung auf dem Gebiet der Hochtechnologien zielte, war erfolgreich, wurde beständig verschärft und perfektioniert. »Höhere Zäune um weniger Produkte« war der vom Bundeswirtschaftsministerium noch 1986 geäußerte Kommentar solcher Politik. Zugleich wirkte die westliche Embargopolitik der Kooperation zwischen

den sozialistischen Staaten raffiniert entgegen. Erreichte die DDR zum Beispiel bei einem bestimmten Erzeugnis tatsächlich technisch das Weltniveau, wurde es von der Embargoliste gestrichen; damit aber kauften die anderen RGW-Länder dieses Erzeugnis jetzt auf dem Weltmarkt, wo sie es viel billiger bekamen, als die DDR es sich leisten konnte, so daß die auch im RGW-Bereich ihre Vorlaufaufwendungen über einen höheren Preis nicht realisieren konnte.

Das wichtigste Phänomen im technologischen Wettbewerb zwischen Ost und West war, daß der Rückstand des Ostens in der Forschungsphase geringer war als in der Phase technologischer Realisierung; der Großteil des Rückstands entstand nach der Produktionseinführung. Die Ausbreitungsgeschwindigkeit technologischer Neuerungen in der Wirtschaft war geringer. Die wichtigste Ursache hierfür waren die ›Hartleibigkeit‹ des wirtschaftlichen Organismus, die Verspannungen, hervorgerufen durch unrealistisch hohe Zielstellungen für quantitatives Wirtschaftswachstum, durch ein anhaltendes allgemeines Zurückbleiben des Güter- und Leistungsangebots hinter der zahlungsfähigen Nachfrage. Dies erzeugte unter anderem die Tendenz zur Selbstversorgung. Das galt auch für internationale Arbeitsteilung im RGW: Wie konnten die einzelnen Länder ihre Lieferverpflichtungen an andere erfüllen wollen, wenn sie aus eigener Produktion den Eigenbedarf zum Beispiel an elektronischen Bauelementen nicht befriedigen konnten!?

Dies bedeutete auch, daß das reale technologische Niveau der erzeugten Güter die durch Forschung und Qualifikation gegebenen Möglichkeiten keineswegs adäquat widerspiegelten. Was Forscher, Konstrukteure und Facharbeiter der DDR-Autoindustrie wirklich gekonnt hätten, ist nicht ohne weiteres am Lieblingskind westdeutscher Ost-Verunglimpfung, dem *Trabant* abzulesen.

Das gilt durchaus auch für die Mikroelektronik. In Ostdeutschland werden mittlerweile, so *Heismann*, die schnellsten Mikroprozessoren der Welt hergestellt. Ohne westliches technologisches know how und ohne entsprechende Investitionen wäre das nicht möglich gewesen. Aber auch nicht ohne in der DDR geschaffene Voraussetzungen. Es sei dies die »Wiederentdeckung eines Technologiestand-

ortes«. »Das Milliarden-Projekt der SED brachte zwar nie den gewünschten industriellen Erfolg, doch es hinterließ ein Erbe, mit dem der High-Tech-Standort Dresden heute wuchern kann: Forschung und Lehre der sächsischen Hochschulen befinden sich in der Mikroelektronik auf hohem Niveau.« In der Grundlagenforschung sei die DDR nicht sehr weit hinter dem Westen zurück gewesen (*Heismann*: 105). Über Ausbildung, Erfahrung und Qualifikationsbewußtsein »verfügen und verfügen die Facharbeiter, Konstrukteure und Wissenschaftler Ostdeutschlands in eben solchem Maße wie ihre Kollegen in Westdeutschland« (*Heismann*: 95). Die Kalte-Kriegs-Propaganda von der ›maroden DDR-Wirtschaft‹ und die entsprechende Kahl-schlagspolitik haben immensen wirtschaftlichen Schaden verursacht. »Nach 1989 konnte ich sehen, daß wir in der DDR durchaus bessere Beispiele einer Wissenschafts- und Industrie-kooperation hatten. Anfänglich wurden wir von den aus dem Westen zum Zwecke der ›Evaluierung‹ – ein Wort, das heute noch vielen ›Bewerteten‹ die Zornesröte ins Gesicht treibt – angereisten Forschungs- und Entwicklungshelfern dafür belächelt. (...) Die Akademieforschung schmolz auf Spurenelemente zusammen. Heute beklagen es viele in ganz Deutschland« (*Morgenthal*: 97).

So anregend, aufschlußreich die hier vorgestellten Bücher auch sind – es bleiben Fragen zu den Ursachen des wirtschaftlichen Versagens der DDR, der sozialistischen Staaten Europas, die wesentlich auf Unterlegenheit im technologischen Wettbewerb zurückzuführen sind, und die die Autoren nicht oder nur am Rande berühren: Welche Rolle spielte die ›Hartleibigkeit‹ des Wirtschaftsorganismus und wodurch wurde sie verursacht? Hängt das nicht doch mit dem Planungs- und Lenkungssystem zusammen; mit zentralstaatlichem Subjektivismus und vor allem mit dem alles dominierenden Interesse der Betriebe an hohen Zuteilungen von Ressourcen (Arbeitskräfte, Investitionen) und ihrem geringen Interesse an deren effektivem Einsatz? Und schließlich: Kann eine sozialistische Wirtschaft überhaupt soziale Triebkräfte im Wettbewerb um Effektivität, technologische Entwicklung hervorbringen, die kräftiger wirken als das Zusammenwirken von innerem Profitmotiv im

Kapitalismus? Davon war ich früher überzeugt. Für *Klenke* stellt sich diese Frage natürlich nicht, weil er »zur Überwindung des Irrglaubens beitragen (möchte), daß in den Systemen in Ost und West grundsätzlich andere Triebkräfte wirkten« (S. 19). Er meint, sich auf *Marx* und *Engels* berufen zu können, wenn er die sozialökonomischen Verhältnisse in der DDR als »eine spezifische Form des Kapitalismus« (S. 23) ansieht.

Hieraus folgen weiterführende Fragen, die über den Gegenstand der vorgestellten Bücher hinaus reichen, für deren Diskussion die Autoren aber manche Anregung bieten: Ist die Produktivkraftentwicklung wirklich »höchstes Kriterium des Fortschritts«, erwachsen Beweggründe, Notwendigkeit sozialistischer Orientierung nicht viel mehr aus den Notwendigkeiten kontrollierter Produktivkraftentwicklung? Gerät die nicht in zunehmenden Gegensatz zu Marktradikalität und exzessiver Kapitalverwertung?

HARRY NICK

Klaus Rainer Röhl: Linke Lebenslügen oder Der lange Marsch durch die Illusionen, Universitas Verlag München 2001, 206 S. (20,41 €/39,92 DM)

Klaus Rainer Röhl ist der ehemalige Herausgeber von *Konkret*. Heute schreibt er unter anderem für die *Junge Freiheit*, in der er 1997 den damaligen Bundespräsidenten *von Weizsäcker* beschimpfte, weil dieser den 8. Mai 1945 als »Tag der Befreiung« bezeichnet hatte und nicht als Tag der »Niederlage«. *Röhls* Buch ist ein persönlicher Rachezug gegen alle, die er nach seiner Wende von links nach rechts, als Linke einstuft.

Er zeigt sich in seinem Buch besonders glücklich darüber, daß es ihm nach 30 Jahren »linker Illusionen« gelungen sei, bei dem Historiker *Ernst Nolte* – der die Vernichtung der Juden als taktischen Fehler bewertet, der von der Hauptaufgabe, der Vernichtung des Bolschewismus, nur abgelenkt habe – promoviert zu haben.

Es gibt unbestritten viele linke Lebenslügen. Das ist aber kein Grund, bei rechten Lebenslügen Zuflucht zu nehmen. Sicher ist die Verbitterung des Autors über die RAF und deren Sympathisanten verständlich. Die Entführung seiner zwei Töchter, seine Suche nach ihnen, die schließlich in Italien durch die entschlossene Tat von *Stefan Aust* zum Erfolg führte, waren begleitet von materiellen Verlusten. »Die Vernichtung meines bescheidenen Lebenswerkes, der Verlust zweier Zeitungen, ihrer Verlage und meines Hauses, die Zerstörung meiner Familie und meiner persönlichen Existenz«, brachten *Röhl* zu der tragenden Erkenntnis seines schmalen Büchleins: »Das System (Sozialismus) macht keine Fehler, das System ist der Fehler.«

Ganz im Sinne seines Doktorvaters, wiederholt *Röhl* in immer neuen Varianten, der Hauptfeind stehe links. Der von *Dutschke* gepredigte Marsch durch die Institutionen habe dazu geführt, daß »heute eine gutbezahlte Generation von C4-Professoren an Deutschlands Universitäten unkündbar etabliert« ist. Doch nicht nur dort spürt *Röhl* seinem Hauptfeind nach. Er hat ihn auch in den »höheren und mittleren Rängen der Parteihierarchien, in einflußreichen Positionen bei Funk- und Fernsehanstalten, Tageszeitungen, Werbefirmen und Filmproduktionen« ausfindig gemacht. »Statt Liebe zu Deutschland«, kämpfe diese »linke Elite« nur noch aus »Liebe zur Pasta«. Auch den Bundeskanzler und den Außenminister sortiert der Autor in diese »linke Elite« ein. Beide würden sich von *Baader* und *Ensslin* nur dadurch unterscheiden, das letztere »keine Neigung« verspürt hätten, »einen langen Marsch irgendwohin anzutreten«.

Diese Plattitüden bilden den roten Faden *Röhls*, mit dem er vier »linke Lebenslügen« zu analysieren versucht – Sex, Hasch, noch mal Hasch und Feminismus. Letzterer sei im Grunde eine »rassistische Apartheidslehre«, eigentlich sogar »Femi-Faschismus«, denn er fordere »Männerhaß«. Die Frauenrevolte sei eine »Stellvertreterrevolte« gewesen. Die Frauen hätten ein Objekt für diese Revolte gesucht und im Mann gefunden. Sie seien mit diesem Objekt brutal zur Sache gegangen. Mehrfach wiederholt *Röhl* den, sicherlich blöden, aber polemisch gemeinten, Spruch: »Befreit die sozialistischen Eminenzen von

ihren autoritären Schwänzen!«, um zu beweisen, daß die Frauen, die den »Mythos vom kitoralen Orgasmus« propagiert hätten, die Kastration der Männer betreiben wollten. Diese Frauen seien heute längst zu »Neuen Frauen« mutiert. Ihr Marsch durch die Institutionen habe gutbezahlte Vorzeigefrauen in allen Parteien und Interessengruppen produziert, die ihren »gutverdienenden Ehemann im Freundeskreis kokett einen Chauvi nennen«. Sicher gibt es das! Der Widerspruch weilt bekanntlich in jedem Ding und jeder Bewegung.

So auch in dem Bedürfnis der 68er nach »Freier Liebe«. Sicher eine Illusion mit falschen Vorzeichen, aber eine Illusion, die einer Erziehung der sexuellen Negation entsprang. Die Ursprungsfamilien der 68er beherrschten sexuelle Tabus. Onanie wurde als Schande beschimpft, der ein Verlust des Rückenmarks folge. *Röhl* analysiert die Sehnsucht nach »Freier Liebe« nicht, er hält sie für eine Schandtat des roten Teufels, der die »eheliche Treue und Dauerhaftigkeit der Beziehung zu einer Kann-Frage« herunterstuft.

Besonders intensiv zieht *Röhl* gegen den Haschkonsum der 68er zu Felde. »Es nützt nichts, dass ich selber keine Drogen nehme, nie in meinem Leben auch nur welche probiert habe, höchstens mal abends ein Bier trinke. Aber in meiner Zeitung hat ja gestanden: Haschisch ist weniger gefährlich als Alkohol.« *Röhls Konkret* hatte die flotten Sprüche zum Haschkonsum als erstes deutsches Magazin verbreitet. Darunter leidet der gewendete Autor besonders heftig. Er streut sich auf vielen Buchseiten reichlich Asche auf das eigene Haupt, um vor seinen neuen Freunden von der *Jungen Welt* als aufrechter deutscher Kämpfer, ohne jede Spur von sinnlichen Ausschweifungen, bestehen zu können.

Besonderen Groll hegt *Röhl* gegen Außenminister *Josef Fischer*, dem er das Schlußkapitel widmet. *Fischer* sei durch die Institutionen an die Spitze des Staates gekommen, den er als 68er noch stürzen wollte. Also könne es ihm mit der Erhaltung dieses Staates nicht ernst sein. Deshalb überlasse *Fischer*, wie *Cohn-Bendit* und *Trittin*, heute die »Drecksarbeit« den »Autonomen« oder »Anti-Deutschen«, die ihren Slogan »Deutschland verrecke!« mit »Prügeln und Treten auf bereits am Boden liegende Gegner« dokumentieren

würden. Aber die »klammheimliche Sympathie« mit diesen Prügelknaben bleibe bei den 68er Staatsmännern.

Auch dieser Groll des Autors ist psychisch verständlich. *Röhls* Tochter hat ein Buch mit vielen unhaltbaren Unterstellungen gegen *Fischer* geschrieben, das trotz Vertragsunterzeichnung bei einem Kölner Verlag nicht erschien.

Bleibt zu hoffen, daß *Röhls* Buch viele lesen, um zu erkennen, wie dünn und phantasieelos die Argumente der »neuen Rechten« sind.

JÜRGEN MEIER

Kemal Bozay:
Exil Türkei – Ein Forschungsbeitrag zur deutschsprachigen Emigration in die Türkei (1933-1945), Band 15 in der Reihe »Fremde Nähe – Beiträge zur interkulturellen Diskussion«, LIT Verlag Münster – Hamburg – London 2001, 136 S. (15,90 €)

Die Tatsache, daß die Türkei nach 1933 zahlreichen deutschen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Künstlerinnen und Künstlern nicht nur Asyl und Zuflucht, sondern auch ein Betätigungsfeld geboten hat, ist wenig bekannt und aufgearbeitet. Insofern ist erfreulich, daß *Kemal Bozay* sich diesem Thema gewidmet hat. Es steht im doppelten Schatten der deutsch-türkischen militärischen Kooperation bis zum Ersten Weltkrieg einerseits und der türkischen Migration nach Deutschland in den sechziger Jahren andererseits.

Dem Autor geht es offensichtlich nicht um eine Analyse der Ereignisse von 1933 bis 1945, die durch anschauliche Beispiele dokumentiert sind, vielmehr stellt er sie in den Kontext der Migrationsforschung. Die deutsch-türkischen Beziehungen werden hinsichtlich der Migration aufgearbeitet. Folgende Fragen werden beleuchtet: Welche historische Entwicklung hat das Exil in der Türkei hervorgeufen? In welchem Kontext stehen die Reformbestrebungen der kemalistischen Regierung? Welche Qualität haben die deutsch-

türkischen Beziehungen nach der kemalistischen Revolution und nach der Machtergreifung Hitlers angenommen?

Die Arbeit gliedert sich in fünf Kapitel. Im historischen Abschnitt wird die politische und soziale Entwicklung der Türkei nach dem Niedergang des Osmanischen Reiches dargestellt. Als politischer Grundpfeiler gelten die kemalistischen Reformen mit ihrer westlichen Orientierung, die eine Wende in der Innenpolitik einleiten. Dabei wird dieser Themenkomplex mit den wirtschaftlichen und politischen Beziehungen zu Deutschland besonders nach 1933 verknüpft. Breiten Raum nimmt das Kapitel über den Aufbau eines kemalistischen Hochschulwesens und der Wissenschaft ein. Keine einzige Fakultät an türkischen Hochschulen wurde von 1933 bis 1950 ohne deutsche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aufgebaut. Gleichzeitig analysiert der Autor Bestrebungen einer Gruppe türkischer Wissenschaftler gegen die kemalistische Bildungsreform.

Als Quellengrundlage dienten in erster Linie Bestände der Bibliothek der Universität Istanbul.

Die Veröffentlichungen der Türkei-Emigranten selbst nehmen einen wichtigen Platz ein. Eine Reihe von Aufzeichnungen und Briefen von deutschsprachigen Emigranten, wie *Cornelius Bischoff*, *Edzard Reuter*, *Kurt Heilbronn*, beschließen den Band.

Der Aufenthalt der Deutschen, bei denen es sich um jüdische Emigrantinnen und Emigranten, wissenschaftliche und kulturelle Dissidenten und nicht zuletzt um politische Gegnerinnen und Gegner des Hitlerfaschismus handelte, wird im Zusammenhang mit der allgemeinen deutschen Migrationsgeschichte verstanden. So können durchaus Parallelen zur Gegenwart gezogen werden. Probleme und Konflikte, mit denen angeworbene Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer oder Flüchtlinge im Alltag der Bundesrepublik konfrontiert werden, sind in mancherlei Hinsicht ähnlich wie sie in den Jahren der Flucht vor dem NS-Regime für deutsche Emigrantinnen und Emigranten in der Türkei waren.

Gerade angesichts dieser Tatbestände ist es *Bozay* wichtig, positive Beispiele aus der Geschichte zu reflektieren. Damit wir Fremden näher kommen, ist die Lektüre dieses Bandes wärmstens zu empfehlen.

SIGRID PFEIFFER